

The big Gap

Text: Johanna Lier

Heute leben in Israel circa 550'000 orthodoxe Juden. Viele wohnen in Jerusalem oder in kleineren Ortschaften im Süden oder Norden des Landes. Bnei Brak, das nordöstlich von Tel Aviv liegt und 151'000 EinwohnerInnen hat, gilt als eine der grössten Orthodoxen-Gemeinde weltweit. Sie ist 1924 von Rabbi Yitzhak Gerstenkorn und einer Gruppe polnischer Einwanderern gegründet worden.

Beispielhaft für den zur Zeit die Weltgeschehnisse prägenden Konflikt zwischen Tradition und Moderne ist die in Israel bestehende Kluft innerhalb der jüdischen Bevölkerung – zwischen den orthodoxen Religiösen, Haredim genannt, und den Säkularen, Chofschim genannt.¹ Streitpunkte sind die Regelung des Alltags auf der Gesetzesebene, die Frage, ob an Shabbat der öffentliche Verkehr ruhen soll, ob Restaurants kosheres Essen anbieten müssen, Genderfragen und nicht zuletzt das demografische Ungleichgewicht. Die Tatsache, dass während der letzten zwanzig Jahre, bedingt durch die neoliberal geprägte Wirtschaftspolitik, der Lebensstandard in Israel dramatisch gesunken ist, führt zu einer zusätzlichen Verschärfung dieser Konflikte. Zusammen mit den Palästinensern bilden die orthodoxen Juden zu beinahe gleichen Teilen drei Viertel der armen Israeli. So spricht man denn in Israel auch von den «Haredi-Slums.»

Die Gemeinschaft der Orthodoxen ist aber nicht zu verwechseln mit den religiösen Zionisten, den sogenannten Siedlern, die mit Unterstützung weiter Kreise der Regierung die Westbank mit illegalen Siedlungen überziehen und aufgrund der Interpretation von Texten aus der Tora es als ihren Auftrag sehen, das «heilige Land» zurückzuerobern. Von solchen rechtsnationalen Positionen sind orthodoxe Juden meilenweit entfernt. Aus ihrer Sicht geht es nicht darum, das heilige Land territorial zu besitzen - das wäre eine Anmassung des Menschen, ein Verrat an der messianischen Idee.

¹ Haredim: Diejenigen, die sich fürchten (Hebr.). Chofschim: Diejenigen, die fragen (Hebr.).

«Sie wollen nach Bnei Brak?» Der Taxifahrer verharrt eine Weile bewegungslos. Draussen rauscht der Verkehr, hupend, stossartig, aggressiv. «Sie wollen wirklich nach Bnei Brak? Wissen sie eigentlich was dort los ist?» Ich antworte: «Ja, ich weiss es.» Er wendet sich um und mustert mich eingehend: «Um diese Zeit? Es ist sechs Uhr. Es ist dunkel.» Ich zeige auf die Uhr in der Armatur, er solle losfahren, ich sei spät dran. Er wirft kopfschüttelnd das Auto an: «Ok. Ich fahre sie nach Bnei Brak.» Er drückt aufs Gas und reiht sich in den dichten Abendverkehr, der den Shderot Yerushalaim verstopft, schaut immer wieder in den Rückspiegel und sucht meinen Blick: «Wollen sie einwandern?» Ich: «Nein. Ich besuche Freunde.» Er schiesst herum und starrt mich an: «Sie haben Freunde dort?» Erschrocken zeige ich zur Strasse, soll er doch aufpassen: «Ja.»

Wir nähern uns den Aussenbezirken Tel Avivs, auf dem Trottoir geht ein älterer Mann, Kaftan und lange Schläfenlocken, er geht schnell und mit gesenktem Kopf. Der Taxifahrer zeigt aufgeregt mit dem Finger auf den Mann: «Sie haben solche Freunde?» Ich: «Ja.» Taxifahrer: «Kein Problem?» Ich: «Haben sie ein Problem?» Taxifahrer: «Nein. Um die Wahrheit zu sagen, ich mag diese Leute. Wissen sie, ich liebe Science Fiction Filme. Und wenn ich nach Bnei Brak fahre, mache ich einen Ausflug auf einen anderen Planeten. Diese Leute sind Wesen aus einer anderen Welt.» Ich: «Und die Politik?» Taxifahrer: «Politik?» Ich: «Ja, die Privilegien. Orthodoxe bekommen Sozialhilfe, viele zahlen ihre Steuern nicht, müssen keinen Armeedienst leisten...» Taxifahrer: «Wissen sie, das stört mich nicht. Ist mir doch egal. Jeder soll so leben, wie er will. In Israel gibt es so viele Minderheiten! Jede Gruppe sollte so leben dürfen, wie sie will, und alle müssten diesselben Recht haben. Das ist die einzige Chance für Israel, um zu überleben. Wenn wir das nicht schaffen – vergessen Sie's!» Geschäfte reihen sich an Geschäfte und kaum Werbung. Die Läden sind angeschrieben und damit ist der Information genug. Farbige Flecken – die Gemüse- und Obstläden. Berge von runden und langen weissen und hellbraunen Broten türmen sich auf den Auslagen. Kinder rennen auf den Trottoirs der Rabbi Akiva Strasse herum, schreien und spielen. Die Männer sind oft in Gruppen unterwegs, gehetzt, einige halten das Buch in der Hand und beten, die Hüte wirken zuweilen übergross. Der Taxifahrer sucht die Strasse, in der Chawa Silberman wohnt, ein kompliziertes Unterfangen, was mir Zeit gibt, und ich schaue zum Fenster hinaus.

Ich erinnere mich an die Worte von Paulina Ryklin, der Bekannten aus dem säkularen Tel Aviv, 40 Jahre alt und freischaffende Filmproduzentin, die wütend bemerkt hat, wenn säkulare Familien zwei Generationen mit durchschnittlich zwei Kindern pro Familie hervorbrächten, stellten religiöse Familien drei Generationen mit durchschnittlich acht Kindern auf die Welt. Ich erinnere mich, dass Paulinas Wut sich auch gegen die Palästinenser richtete, von denen ebenfalls viele traditionell lebten und wenn sie aus den Flüchtlingslagern zurückkämen, eine der grössten Bevölkerungsgruppen bilden würden. Draussen in den Strassen schieben junge Mädchen, die müde und angestrengt wirken, Kinderwagen, in denen oft bis zu drei Kleinkinder sitzen, ihre Blicke scheinen nur gerade das erfassen zu wollen, was im Bereich ihrer Aufgabe liegt. Frauen schleppen überquellende Einkaufstaschen und gehen zielbewusst, gerade aufgerichtet ihrer Wege. Nie, nie, würde sie ihre

Kopfhaar rasieren und eine Perücke oder ein Kopftuch tragen wollen, hat Paulina empört gesagt und argumentiert, dass in einer Demokratie, die von einer Mehrheit regiert würde, die Traditionellen das Sagen hätten, egal ob sie aus den Communities der orthodoxen Juden oder der christlichen und muslimischen Palästinenser kämen. Ich erinnere mich auch an die Verkrampfung der Muskeln in meinen Schultern angesichts Paulinas Wut. Mahnt der Hass gegen die orthodoxen Juden doch an den europäischen Antisemitismus, und derjenige gegen die Palästinenser an eine grausame, postkoloniale Politik.

Ist es im Grunde der Konflikt zwischen Tradition und Moderne, der Israel zerreisst? Viel mehr als der Kampf zwischen den ethnischen oder religiösen Bevölkerungsgruppen? Ich lasse die Fragen in meinem Kopf kreisen und versuche die Anspannung loszuwerden, indem ich mich wieder den Bildern zuwende, die draussen vorbeihuschen. Die Farben, die vorherrschen, verbreiten eine eher düstere oder auch gedämpfte Atmosphäre. Schwarz. Grau. Braun. Viel Dunkelblau. Manchmal ein Hauch Türkis oder Lila. Als würde der äussere Schein, die Oberfläche keine Rolle spielen, als müsste sich niemand anpreisen oder schlicht durch sein Aussehen auf sich aufmerksam machen. Meine rote Bluse wirkt da wie ein Signal und ich bin froh, vorerst noch im Auto zu sitzen. Der Wind fährt in die Strassenlampen, das gelblichfarbene Licht zittert. Der Taxifahrer fährt bereits eine Stunde im Kreise herum. Das Handy am Ohr, durch das Chawa Silberman eindringlich auf ihn einspricht, reisst er immer wieder die Tür auf und fragt schreiend einen Menschen, der draussen vorbei hastet.

Endlich! Ah, eine bessere Gegend, der Fahrer scheint sich zu beruhigen; gut aufgehoben der Gast, hier muss es sein. Er hält an. Plötzlich dreht er sich um, und sagt: «I wish you a lot of love, yes, I wish you a lot of love, be careful!» Ich bezahle und steige aus. «Rufen sie mich an, wenn sie zurückfahren wollen, rufen sie mich an», schreit er durch das beinahe geschlossene Fenster, drückt aufs Gas und schießt mit aufheulendem Motor davon. Ruhe. Hohe Palmen wiegen sich leicht im Wind. Keine Strassenschilder. Keine Hausnummern. Kaum Licht. Vor den Fenstern Jalousien. «Hallo?» Ein sanfte Stimme. Im Kegel einer schwach schimmernden Lampe steht eine hochgewachsene, schlanke, leicht gebeugte Person. Chawa Silberman.

Am nächsten Morgen fahre ich ein zweites Mal nach Bnei Brak. Tagsüber erscheint die Gegend freundlich. Heller Jerusalemstein, viel Grün, eine gemächlichere Gangart der Leute in den Strassen erweckt den Anschein kleinbürgerlicher Ruhe und Ordnung. Nur die teilweise verwahrlosten Hinterhöfe weisen auf die Armut hin. Ich warte in der Eingangshalle der Stadtverwaltung auf Chawa Silberman und betrachte die Leute. Frauen in allen Variationen traditioneller Kleidung betreten die Halle, gehen die Treppen hoch, kommen nach kurzer Zeit wieder herunter und verlassen das Gebäude. Mich interessieren die Frauen. Auf der Suche nach der Gemeinschaft, aus der die Familie meiner Grossmutter ausgestiegen ist, auf der Suche nach diesem Lebensgefühl, beobachte ich diese Frauen, die hundert Jahre später, in einer völlig veränderten Welt, diesen in den Grundzügen gleichbleibenden Lebensstil fortführen.² Ich mustere ihre mal nackten Knöchel, ihre mal bedeckten Beine, mal tragen sie Perücken oder Kappen,

² Im traditionellen Judentum gilt es tagtäglich die 613 Gesetze (Hebr: Mitzwa/Mitzwot) einzuhalten. Diese Bestehen aus 365 Verboten und aus 248 Geboten.

mal nicht, mal kurzärmelige T-Shirts oder hochgeschlossene Blusen. Es gibt sie nicht, die normierte, traditionelle Frau, jede hat ihre eigene Art, sich in gewissen Dingen streng an die Regeln zu halten und in anderen Dingen, sich die Freiheit zu nehmen. So habe auch ich mich entschieden, welche Zugeständnisse ich mache und welche nicht: Das Wichtigste ist der Rock, dann die bedeckte Schulter und das hochgesteckte Haar – den Rest lasse ich mir nicht nehmen, ich rolle die Ärmel der Bluse hoch, ziehe keine Strümpfe an, bedecke das Haar nicht und rauche auf der Strasse hin und wieder eine Zigarette. Was nicht, wie von Freunden angekündigt, bei den Männern aggressive Reaktionen hervorruft, nein, sie schauen mich an, flirten unmissverständlich mit den Augen, um dann im Moment des Aneinander-Vorbeigehens wegzuschauen.

Plötzlich gibt es Bewegung: Ein säkulares Paar – sie ist gross und üppig, knapp bekleidet, er ist hemdsärmelig und trägt kurze Hosen – durchquert die Eingangshalle und unterhalten sich intensiv und vertraulich. Ich schaue ihnen hinterher und verspüre plötzlich eine Sehnsucht und weiss in diesem Moment, wäre ich eine Haredi-Jugendliche, würden solche Bilder in mir den drängenden Wunsch wecken, anders leben, aussteigen zu wollen. Wobei es nicht die Kleidung ist, die Unbekümmertheit. Es ist das Gespräch, die Intimität zwischen Mann und Frau, in der Öffentlichkeit gelebt, eine Nähe, die nicht sexuell besetzt sein muss, aber auf einen anerkennenden, unbelasteten Austausch schliessen lässt. Es überrascht mich, wie leicht es mir gelingt, Idealisierungen zuzulassen, obwohl ich das reale Leben hinter dem Bild, das sich mir präsentiert, nur zu gut kenne. Chawa Silberman, die auf der Gemeindeverwaltung als Wirtschaftsprüferin arbeitet, kommt die Treppe runter, begrüsst mich lächelnd und führt mich durchs Haus. Trägt sie eine Perücke? Ihr Haar schmiegt sich weich und natürlich um das Gesicht. Erst mit der Zeit bemerke ich, dass sich keine Strähne bewegt, und sie auch nie mit der Hand durch den Schopf fährt oder mit einer Locke spielt.

Im Gemeinderatssaal sollen soeben die Aufträge für öffentliche Bauvorhaben vergeben werden. Die Tische stehen hufeisenförmig, auf der Höhe der Kuppe sitzen die Gemeinderatsmitglieder, Männer mit Kippa, Bart und Tallit,³ die Unternehmer aus dem säkularen Israel warten ungeduldig mit ihren Handys rumspielend und wirken genervt. Der Vorsitzende der Orthodoxen blättert in den Papierstapeln, schaut ratlos herum, sinkt resigniert in seinen Stuhl zurück und wendet sich an seine Nachbarn, um Fragen zu stellen, die geduldig und ausführlich beantwortet werden, die Zeit scheint nicht zu existieren. Der Vorsitzende macht den Eindruck, als verstehe er nicht, worum es hier gehe, die anderen Gemeinderäte tun so, als sei das völlig normal. Die Unternehmer werden immer gereizter, schauen auf ihre Uhren, telefonieren, klopfen demonstrativ ungeduldig mit den Fingern auf die Tischplatte, spötteln in die Runde, der Mann mit der kurzen Hose zeigt sogar den Stinkefinger, und die grosse, üppige Frau lacht laut heraus und schüttelt fassungslos den Kopf; doch das scheint im Kreise der Orthodoxen niemanden zu kümmern.

Chawa beugt sich rüber und flüstert leise: «Damit ein Entscheid rechtsgültig ist, müssen von jeder Kommission drei Leute anwesend sein. Da aber nie einer gekommen ist, hat

³ Kippa: Traditionelle Kopfbedeckung für Männer. Tallit: Gebetsschal, den die Männer im Alltag um die Hüfte geschlungen tragen und damit während des Gebets Kopf und Schultern bedecken.

man das Gesetz erweitert. Wenn eine halbe Stunde nach Beginn der Sitzung nicht alle da sind, wird jeder, der hier im Saal sitzt, zum Kommissionsmitglied erklärt. So kann man sicher sein, dass genügend Mitglieder anwesend sind. Wenn in den nächsten Minuten nicht noch einer kommt, wirst auch du zum Mitglied unserer Gemeindeverwaltung erklärt.» Auf die Frage, warum sich dann die Unternehmer so ärgerten, wenn sie wüssten, worum es ginge, zuckt sie die Achseln: «Ja, alle wissen es. Es ist ein Spiel. Die Unternehmer ärgern sich, die Gemeinderäte ignorieren sie. Wir müssen sie ja nicht mögen. Und sie uns auch nicht. Wir machen ja nur Geschäfte. Machen wir hingegen Geschäfte mit den Leuten aus der Gemeinde, dann ist es schwieriger. Dann darfst du auf der menschlichen Ebene nichts falsch machen. Du musst die Leute gern haben, oder zumindest so tun, sonst gibt es Streit.» Ich: «Die Gemeinderäte scheinen mir aber doch gelassener zu sein, als die Unternehmer.» Chawa: «Warum sollst du dich mit Leuten rumärgern, die nicht dazugehören? Mit den eigenen ist es aber komplizierter. Das geht ganz schnell und du befindest dich mitten in einem grossen Streit. Ein Fehler - und du bist draussen. Ah, er kommt! Jetzt sind wir genug Leute. Schade, jetzt bist du doch nicht Gemeinderatsmitglied geworden.» Chawa lehnt sich entspannt zurück. Es geht um das Installieren von Recyclinganlagen für Petflaschen und Abfallkörben, um die Strassenreinigung und um die Wärmesysteme der Mikwen.⁴ In der Gemeinde Bnei Brak gibt es ein Problem mit den Mikwen, den rituellen Tauchbädern. In den Höfen und Kellern, in den Hinterhäusern und Gärten, den Synagogen und an öffentlichen Plätzen befinden sich unzählige Mikwen, deren Räume gekühlt, die Duschen und Tauchbäder jedoch gewärmt werden müssen. Aus den alten, oft rostigen und rissigen Benzintanks entweichen Abgase und rinnt der Treibstoff – ein massives Umweltproblem. Eine Firma aus Tel Aviv hat ein Konzept mit erneuerbarer Energie entwickelt. Mit der warmen Luft, dem überschüssigen Energieabfall, der aus den Klimaanlage entweicht, sollen zukünftig alle Wasser der Mikwen gewärmt werden. Diese Offerte wird in der heutigen Gemeinderatssitzung verhandelt.

Ich: «Gehst du regelmässig in die Mikwe?» Chawa: «Ja, natürlich. Warum fragst du?» Ich: «Weil ich möchte, dass du mir davon erzählst. Obwohl ich es kaum wage, dich zu fragen. Es ist so intim, so persönlich, fast schon wie Sex, versteh mich richtig, nicht im pornografischen Sinne, eher so, dass ich den Körper einer mir bekannten Frau und ihre Geschichten, die sie damit erlebt hat, kennen will.» Chawa: «Gut. Bevor man eintaucht, muss man sich säubern. Die Frauen duschen sich, waschen sich die Haare, reinigen und schneiden die Nägel, entfernen Nagellack und Schminke. Es ist ein Ritual, während dem man sich in Ruhe seinem Körper widmet. Danach gehst du nackt zur Mikwe Aufseherin, die dich inspiziert, ob sich auf deinem Körper kein Haar oder sonst etwas befindet. Während des Eintauchens darf sich auch nicht das kleinste Fiserchen zwischen deiner Haut und dem Wasser befinden. Dann steigst du ins Wasser, sprichst den Segensspruch und tauchst ein.» Ich: «Was sagst du?» Chawa: «Warum ist das wichtig für dich? Das geht dich nichts an.» Ich: «Aber wie schaffst du es, ganz unterzutauchen? Ich habe es mal in einem Fluss versucht. Es ist mir kaum gelungen, unten zu bleiben, es hat mich auf der Stelle wieder an die Oberfläche getrieben.» Chawa lacht laut heraus: «In einem Fluss habe ich es noch nie probiert! Aber du musst ja nur für eine Sekunde untertauchen. Du sprichst den Spruch, tauchst für eine Sekunde unter. Mehr nicht. Das geht ganz einfach.»

⁴ Mikwe: Rituelles Tauchbad.

Chawa schaut mich skeptisch an: Bist du in der Lage, zu verstehen, oder bist du hier, um dir von mir deine Vorurteile bestätigen zu lassen? Diese Fragen glaube ich in ihrem Blick zu lesen: Willst du es wirklich wissen, oder verschwende ich meine Zeit? Sie schiebt mir einen Plastikbecher mit Wasser über den Tisch: «Vor zweitausend Jahren durfte man den grossen Tempel in Jerusalem nur nach dem rituellen Tauchbad in einer Mikwe betreten. Man ging nicht durch ein Tor, sondern durch eine Mikwe. Da es im Tempel viel Alltägliches zu tun gab, gingen die Leute dauernd in die Mikwe. Wenn nun die Frauen sieben Tage nach dem Ende ihrer Menstruation in die Mikwe gehen, und erst dann wieder mit ihrem Mann schlafen, erinnert dies an die verlorene Tradition und an den Verlust des Tempels.»

Durch den Körper der Frauen verläuft also der Strang der Zeit, erhält sich, was schon längst verloren gegangen ist? Die Frauen gebären nicht nur neue Generationen, in ihren Körpern bleiben die Erinnerungen an die vergangenen Generationen wach? Oder handelt es sich nicht auch um das Bluttabu? Weil die Frauen bluten? Weil sich im Blut die Seele befindet, und man aus Respekt vor dem Gegenüber und zum eigenen Schutz nicht mit der Seele anderer in Berührung kommen darf? «Nein!» Chawa wird ungeduldig. «Das ist eine Reduktion. Es geht um die Erinnerung an den Tempel. Das Gesetz, dass Frauen in die Mikwe gehen, ist wichtig, weil es die einzige Möglichkeit ist, zu erhalten, was einst im Tempel das Wichtigste gewesen ist.»⁵ Warum jedoch bedanken sich die Männer jeden Morgen nach dem Erwachen bei Gott, dass sie nicht als Frauen geboren worden sind? Warum sind Frauen aufgefordert ihren Körper, somit das Intimste und Eigenste, der Gemeinschaft als Medium zur Erinnerung an den Tempel vor zweitausend Jahren zur Verfügung zu stellen? Warum gerade diese Variation des stellvertretenden Erinnerns?

«Ja?» Paulina Ryklin schüttelt ungläubig den Kopf. «Wirklich? Das hat sie dir erzählt? Das kann ich mir nicht vorstellen. Das geht doch nicht um den Tempel, das geht doch um das Blut. Eine befreundete Filmemacherin hat einen Film gemacht, sie ist früher säkular gewesen und nun ultraorthodox geworden, habe ich das bereits erzählt? Ah ja? Gut, dann habe ich das schon erwähnt, nun – sie hat einen Film gemacht über Frauen, die im Kindsbett liegen, der Vater des Kindes sitzt neben ihr und er darf sie nicht berühren, stell dir das mal vor, sie bekommt das Kind, und er darf sie nicht berühren und das Kind auch nicht, wegen dem Blut sitzt er also am Bett und schaut seine Frau und sein neugeborenes Kind einfach nur an, oder stell dir mal vor, ein Liebespaar, wenn sie einen langen Menstruationszyklus hat, kann es sein, dass die sich während dreier Wochen im Monat nicht berühren dürfen.» Paulina wird ungehalten reagieren,

⁵ Die Gesetze über die Nidda (Menstruierende) gründen sich auf besagten Spruch aus dem Levitikus: «Wenn eine Frau den Fluss hat, das Blut an ihrem Körper fließt, so soll sie sieben Tage in ihrer Absonderung bleiben.» Das spätere jüdische Gesetz legt fest, dass die Zeit der damit einhergehenden sexuellen Abstinenz zwölf Tage dauern soll. Die Gesetze über die Nidda sind gerade unter Frauen sehr umstritten. Viele betrachten sie als massiven Übergriff auf ihre Körperlichkeit und die Selbstbestimmung der eigenen Intimität, andere Betrachten sie als ein Mittel dem weiblichen Zyklus einen Ausdruck zu geben, um Respekt und Rücksichtnahme einzufordern. Wieder andere befürworten die Nidda als Mittel zur Erhaltung der sexuellen Lust.

wenn ich ihr Tage später von Chawa erzählen werde. Sie stellt auch die Frage, ob denn die Frauen vor zweitausend Jahren in den Tempel hineingehen durften. «Da gingen doch nur die Männer rein. Ich kann mir nicht vorstellen, dass Frauen den Tempel betreten haben.»

Er trägt einen Bart, eine Kippa und um die Hüfte einen Tallit. Doch sein weites, kariertes Hemd fällt weiter nach unten als üblich, so dass vom Tallit kaum mehr als die Fransen zu sehen sind. Rafi Aloni wirkt wie ein Farmer, der unter seiner Kleidung ein Geheimnis trägt, ein zusammengesetzter Mensch. Er müsse gleich sagen, eröffnet er das Gespräch, er trage zwar traditionelle Kleidung, sei aber ein überzeugter Atheist. Und ich solle die Fotokamera sofort wieder wegpacken! Er wolle nicht fotografiert werden. Wenn die Leute aus seinem Dorf erfahren würden, was er hier mitten in Tel Aviv tue – eine Katastrophe! Er schaut mich herausfordernd an. «Ich oder die Kamera! Beides geht nicht!» «Du natürlich», versuche ich ihn zu besänftigen. Überspiele die Verunsicherung mit Höflichkeit: «Wohin gehen wir?» Und erzähle von meinem Anliegen, Menschen kennenzulernen, die aus der orthodoxen Gemeinde in die säkulare Gesellschaft übergetreten sind, also eine Binnenmigration durchlebt, ja eine Extremmigration durchgemacht hätten, da sie ihre ganze bisherige Existenz radikal verlieren würden, um in einer Welt anzukommen, die sie in keiner Weise verstünden. Rafi nickt mit dem Kopf und geht leichtfüssig durch die schmalen, schmutzigen Gassen rund um den orientalisches anmutenden Carmel Market. «Ich liebe diese Stadt», sagt er plötzlich, bleibt stehen und breitet die Arme aus. Im Café Basta in der Ha'Schomer Strasse begrüsst er die Gäste mit Handschlag, junge Leute, er sei gerne hier, sagt er, absolut unkosher, Schweinefleisch und der ganze Kram, hier, in diesem Café würden ihn alle kennen und seine Geschichte akzeptieren. «Sie nehmen mich so, wie ich bin.» Mit grosszügigen Gesten stellt er mich den Leuten vor, sie nicken flüchtig, wenden sich gleich wieder ab und signalisieren Gleichgültigkeit, als wäre meine Gegenwart eine Tatsache, die man besser übersieht. Mögen sie es nicht, wenn man kommt und Fragen stellt? Muss mein Anliegen in ihren Augen ein merkwürdiges, ja absurdes sein? Oder haben sie gar andere Hintergedanken? Er bestellt Arak für sich und, ohne zu fragen, für mich Kaffee. «Willst du essen? Sie kochen fantastisch hier! FANTASTISCH!»

Rafi arbeitet als Informatiker in einem IT-Unternehmen, seine Frau ist Lehrerin, sie haben sechs Kinder und einen Enkel. Mit fünf Jahren begegnete er im Sandkasten seiner Frau, die gerade vier Jahre alt geworden war. Seit damals sind sie ein Paar. Üblich ist, dass der Matchmaker für die Familie eine Braut oder einen Bräutigam sucht, damit die jungen Leute keinen Fehler machen, denn Scheidung ist nicht vorgesehen oder sehr selten, und vorallem für die Frauen nicht vorteilhaft, denn der Rabbi pflegt zugunsten des Mannes zu entscheiden. So muss der Matchmaker zwei Leute zusammenbringen, die zueinander passen, doch wird meist eher im Interesse der Familien ausgesucht, ist doch ein hervorragender Bräutigam oder eine vorbildliche Braut auch ein Statussymbol und es geht um Geld. Rafi ist wütend: «Ein bis zweimal, vielleicht fünfmal, ist es den Brautleuten erlaubt, sich zu sehen, dann geben sie sich das Jawort. Wenn sie sich verloben, bekommen sie einen Helfer, einen Madrich, der sie in die Geheimnisse der Ehe einführt, und wenn etwas im Bett nicht klappt, müssen sie ihn anrufen und fragen, was zu tun sei.»

Er glaubte schon seit seiner Kindheit nicht mehr an Gott. Doch als er dreissig Jahre alt war, fiel die Entscheidung. Da kam eine grosse Angst über ihn und eine Trauer, das alles, was er bisher in seinem Leben gelernt hatte, nun nutzlos geworden war. «Keine

Schuld, nein», er denkt eine Weile nach, «nein, keine Schuld, aber ein grosses Bedauern.» Sechs Jahre kämpfte er mit seiner Frau, wobei sie nicht aufhörte, zu hoffen, er komme wieder zurück, und er sich wünschte, sie wäre bereit, mit ihm den grossen Schritt in die säkulare Gesellschaft zu wagen, nach Tel Aviv zu ziehen, um dort ein normales Leben zu führen. Ein normales Leben – er nannte es damals schon so. Doch dann wurde ihnen die Hoffnungslosigkeit ihres Krieges bewusst und sie gaben auf. «Eine sehr schwere Zeit, aber wir haben es geschafft.» Rafi jedoch sieht sich gezwungen, ein Doppelleben zu führen. In die innere Emigration zu gehen. «Ich musste sie davon überzeugen, dass ich aus Liebe zu ihr bleibe, dachte sie doch immer, ich hätte in Tel Aviv eine andere Frau, doch warum wäre ich denn geblieben, wenn nicht aus grosser Liebe zu ihr?»

Rafi schaut finster zum Fenster hinaus. Dann bestellt er einen zweiten Arak. Ich fühle mich angesichts seiner düsteren Stimmung unbehaglich, muss er doch meinetwegen über diese Geschichten reden, Hilflosigkeit, da ich auch nicht trösten kann, und jeder diesbezügliche Versuch in einer Peinlichkeit enden müsste, will aber trotzdem mehr wissen, dieser Wunsch, noch mehr zu erfahren, da ich der Überzeugung bin, dass es vielen Menschen in unterschiedlichsten Altern und Lebenslagen, Zeiten und Orten so ergehen muss oder ergangen ist. Dass diese Art der prekären, unruhigen Lebensübergänge üblicher ist, als eine über Generationen gewährleistete Kontinuität, wie sie vorallem in konservativen Kreisen als Ideal oder sogar als Selbstverständlichkeit gesehen wird. Ich nehme auch in meinem Körper diese unbestimmte Unruhe wahr, die sich am ehesten in Begriffen wie Erregung, Trauer, Hoffnung und Wut genauer fassen liesse, die von dieser uralten Erfahrung herrührt, die sich mir aber nicht mehr in einer konkreten Erzählung versprachlichen will. Und frage weiter, wie er denn mit dem traditionellen Leben in seinem Dorf zurecht komme.

«Meine Frau lebt das religiöse Leben, und ich tue soviel, wie ich muss, dass es nicht auffällt. Ich gehe nur in die Synagoge, weil sie es will, und unter den zweihundert Leuten, die an Shabbat dort sind, bin ich der einzige, der einen guten Grund dazu hat.» Ich muss laut lachen. Und Rafi zwinkert mir zu. Zufrieden mustert er meine Papiere, die Kaffeetasse, schweift ab ins Lokal und beginnt mit dem Tischnachbar zu palavern, was mir Zeit gibt, zu denken. An seine Worte, dass der totale Bruch mit der Vergangenheit ihm wie eine Fehlinvestition von allem, was er jemals gefühlt, gedacht, gelernt und getan hat, vorkäme. An mein Leben, dass von radikalen Brüchen geprägt ist, da in meiner Umgebung die Überzeugung vorherrscht, es bräuchte diese, um sich zu befreien und weiterzuentwickeln. Und Tage später wird Paulina erstaunt oder auch fasziniert die Augenbrauen hochziehen und leise sagen: «Die Liebe zu einer Frau – das ist schön. Das ist sehr schön.» Rafi beugt sich über den Tisch und erzählt weiter: «Die ganze Familie kommt zusammen um den Shabbat zu feiern, da wird geredet und diskutiert, jeder erzählt, was während der Woche geschehen ist, nie würde ich das missen wollen, dafür spreche ich auch den Kiddush, die Segnung, ja, das tue ich, kein Problem, das sind nur ein paar Worte, schöne Worte, das tue ich gerne.» Es ärgere ihn aber unendlich, dass man nur sagen dürfe, was im Talmud und in der Tora stehe, dass es verboten sei, einen eigenen Gedanken zu äussern und in einer Diskussion auszuprobieren. Und er möge die Säkularen nicht verstehen, die sich immer noch als Juden bezeichneten. «Ich bin kein Jude», er leert in einem Zug sein Glas mit Arak hinunter, «denn ein Jude darf nur mit Juden sein, darf nur den Juden helfen. Ein Israeli bin ich vielleicht. Aber das ist etwas anderes.» Sind das nicht die typischen Argumente, die als antisemitisch aufgefasst würden? Rafi lacht, hebt die Hände und weist auf seine

Brust: «Darf ich das nicht sagen? Wenn ich auf der Strasse angemacht werde, nur weil ich mich traditionell anziehe, dann ist das Antisemitismus. Wenn ich hingegen mit durchdachten und begründeten Argumenten agiere, dann ist es Kritik. Und Kritik ist gut. Der Hass macht den Unterschied. Hass ist immer rassistisch.»

Hat Rafi Probleme in seiner Gemeinde? Kann er seine wahre Identität verbergen? «Trinke ich mit einem Religiösen ein Bier, murmle ich schnell die Segnung vor mich hin. Bewege die Lippen. Gehe ich in einen Raum, wo Religiöse sind, berühre ich die Mesusa und küsse meine Finger.»⁶ Seine Eltern wissen darum. Sie können es nicht akzeptieren und es gibt viel Streit. Es gibt auch Familien, die wollen nicht, dass ihre Kinder mit seinen Kindern spielen. Und er musste kämpfen, dass einer seiner Söhne die Jeschiwa, die Talmudschule besuchen durfte. Zwei seiner Söhne absolvierten den Militärdienst. Ein Affront. «Erwarte nicht die grossen, dramatischen Ereignisse, wenn du Skandale suchst, dann liegst du falsch, es sind die kleinen, subtilen Gesten im alltäglichen Leben, die dir zu verstehen geben, dass du nicht mehr dazu gehörst.» Ich: «Ist das nicht grausamer?» Er zuckt mit den Schultern und weicht meinem Blick aus: «Vielleicht.» Ich insistiere: «Einsamkeit?» Nun ja, wenn er mit seinen Arbeitskollegen essen gehe, dann schauten die Säkularen, mit denen er sich eigentlich gerne unterhalten würde, dass er bei den Religiösen zu sitzen komme. Mit denen hingegen kann er sich nicht unterhalten, wie er will. Offen sein kann er Zuhause. Mit seiner Frau. Mit seinen älteren Kindern. Oder in Tel Aviv. In diesem Café, wo ihn alle kennen. «Weisst du, wo ich am liebsten hingehere? Zu den Lesben. Gleich um die Ecke gibt es einen berühmten Gay-Place. Sie lieben mich und haben mich zu ihrem Ehrenmitglied ernannt. Bei ihnen fühle ich mich wohl. Die existieren auch am Rande der Gesellschaft und viele von ihnen führen ein ähnliches Doppelleben wie ich.»

Freitagmittag. Im Café Landwehr im Gan Meir Park an der King George Street im Zentrum von Tel Aviv wird ausgiebig gefrühstückt. Rafi durchquert das Café mit einer Flasche selbstgebranntem Schnaps unter dem Arm und stellt sie resolut auf einen Tisch. Miron Sofer schreckt von seinem übervollen Teller auf und begrüsst uns freudig. Er trägt ein Poloshirt, weisse Boxershorts, Turnschuhe und Sonnenbrille. Er isst schnell und spricht mit vollem Mund. Nebenan im Park unter den grossen Bäumen versammelt sich eine Menschenmenge. Laute Stimmen scheppern durch Megaphone, Flugblätter werden verteilt. Miron studiert Wirtschaftswissenschaften, hat die Haredi Gemeinschaft verlassen und ist in der säkularen Gesellschaft angekommen, die für ihn ein Geheimnis mit sieben Siegeln gewesen sei. Die Religion habe ihn nie wirklich interessiert. Schon als Kind habe er gesehen, dass viele nicht wirklich religiös seien und nur blieben, weil schon die Grosseltern und die Urgrosseltern in der Weise gelebt hätten, und es praktisch und vertraut sei. «Obwohl, ich mag meine Leute. Warum nicht hin und wieder in die Synagoge gehen! Aber das geht nicht. Bei uns existiert nur das Entweder-Oder. Flexible Mischformen, wie es sie in Europa, Amerika oder Australien gibt, sind hier undenkbar.» Immer wieder schaut er reflexhaft zu Rafi und sucht Bestätigung. Der nickt wohlwollend und träge, steht kurz darauf aber auf, er wolle sich zu der Menge gesellen, die sich im Park versammle, um für die Rechte der Kinder von

⁶ Nach jeder Tätigkeit oder Begebenheit muss eine eigens für das jeweilige Ereignis bestimmte Segnung gesprochen werden. Mesusa: Kapsel, die auf Pergamentpapier geschriebene Verse aus der Tora enthält und an jedem rechten Türpfosten eines jeden Zimmers im Haus befestigt ist.

papierlosen Gastarbeitern aus Eritrea zu demonstrieren: «Das sind die wahren Probleme.» Er zwinkert uns zu und tänzelt davon.

Die Einsamkeit in der modernen Gesellschaft sei das schlimmste. «Es gibt einige, die halten das nicht aus und begehen Selbstmord. Wir sind es nicht gewohnt, alleine zu sein. Dass jemand stirbt, und niemand bemerkt es, bis es aus der Wohnung zu stinken beginnt, ist bei den Haredim undenkbar! Bist du krank, kommt sofort einer vorbei und schaut, was er für dich tun kann!» Ich: «Triffst du keine anderen Ex-Haredim?» Miron kaut schnell, schluckt eine Portion Rührei hinunter und nickt mit dem Kopf: «Doch, doch, wir haben Kontakt untereinander.» Ziehe einer um, sei es völlig normal, dass ein anderer sein Auto anbiete, seinen alten Kühlschrank oder ein Bett bringe, man müsse nur sagen, was fehle, ohne zu bitten, ohne etwas anbieten zu müssen. «Das ist uns sozusagen im Blut.» Ich: «Was tust du gegen die Einsamkeit?» Miron: «Ich schaue TV, arbeite, spiele am Computer, chatte, lese oder höre Radio.» Oder er trifft sich mit anderen Ex-Haredim. Das ist einfacher. Sie haben dieselbe Sprache, denselben Humor. Sie reden über Filme, Musik, die Arbeit und die Angst vor der Liebe. «Legt mir eine Frau die Hand aufs Knie, dann weiss ich nicht, was tun. Küsst sie mich, ich weiss nicht, was tun. Schaut sie mich erwartungsvoll an, so ist das eine Katastrophe. Was will sie? Wie will sie? Wo will sie? Wieviel will sie? Ich wusste ich nicht mal, dass der Mann seinen Penis in die Vagina der Frau steckt. Wir wissen nichts.» Ich: «Und wie hast du es herausgefunden?» Miron lacht aus voller Kehle und wirkt wie ein glückliches Kind: «Im Internet habe ich mich schlau gemacht. Sagen wir es so, die technische Seite der Liebe habe ich mir im Netz angeeignet.»

Er spricht wie ein Wasserfall. Seine Offenheit überrascht mich. Er behandelt mich wie eine ihm vertraute Person. Ist es der grosse Altersunterschied? Was will er? Er hat während des Essens und Redens die Sonnenbrille aufbehalten. Seine betont sportliche Kleidung will nicht so recht zu seinen rundlichen Armen und Beinen passen; die Haut ist weiss und wirkt weich. Und während ich noch nachdenke, was wohl hinter seiner Offenheit stecken könnte, beugt er sich vor, packt meinen Arm und sagt leise, dieses Gespräch sei nicht nur für mich, nein, er tue es für sich, darüber zu reden, immer wieder zu reden, das sei seine Therapie. Und fährt übergangslos fort: «Kommt ein Haredi Mann nach Hause und hängt seinen Hut ins Schlafzimmer oder kommt er nur mit dem Badetuch um die Hüfte aus der Dusche, weiss seine Frau, er will Sex. Das sind klare Zeichen, die man uns beibringt. Ich bin mir gewohnt, über Zeichen das Wesentliche mitzuteilen und kann mir nicht vorstellen, zu sagen, was ich will. Bedürfnisse zu äussern, die psychologische Seite der zwischenmenschlichen Beziehungen zu beachten, das ist uns völlig fremd. Und wir wissen nicht, wie man das tut.»

Es existieren keine Zahlen darüber, wie viele Haredim in die säkulare Gesellschaft übertreten. Da es sich bei vielen Familien um ein Tabu handelt. Und Miron bekräftigt, er habe Glück gehabt, da er den Kontakt zu seinen Leuten aufrecht halten könne, obwohl es sehr kompliziert sei. Denn für die meisten, die aus der Haredi Gemeinschaft austreten, gilt es, einen radikalen Bruch in Kauf zu nehmen. Die Familie sitzt Schiwa, Totenwache, der Sohn oder die Tochter sind gestorben. Ich: «Siehst du dich noch als Jude?» Miron wischt sich den Mund ab, eine intime Frage, deren Beantwortung von politischer Sprengkraft sei, da der Umgang damit letztendlich über die Zukunft eines

demokratischen Israels entscheiden würde.⁷ Denn Israels Gesetzgebung folge in vielen Dingen immer noch den rabbinischen Regeln: «Wäre Israel ein laizistischer Staat, hätten wir vielleicht mehr Frieden zwischen den unterschiedlichen Gruppen. Erst dann würde aus Israel eine wirkliche Demokratie. Aber ein laizistischer Staat wäre nicht weiterhin ein Staat für die Juden. Für mich ist das ein unlösbarer Widerspruch. Denn – ich gebe es zu – was die Frage des jüdischen Staates betrifft, schaffe ich es nicht, über meinen Schatten zu springen.» Ich: «Und was tust du an Shabbat?» Miron grinst ironisch: «Ich esse Schinkensandwiches!»

Wir gehen die King George Street hinunter Richtung Carmel Markt, in weniger als einer Stunde werden alle Geschäfte geschlossen, die Strassen leer sein, doch zur Zeit sind die Gehwege total überfüllt, alle drängeln, kaufen ein, man kommt beinahe nicht durch, Fahrräder, Kinderwagen, Hunde. Miron bleibt dicht neben mir, schaut immer, dass ich im Gedränge nicht zurückbleibe, es fühlt sich an, als wolle er diesen Kontakt nicht wieder loslassen, als wüsste er, das begonnene Gespräch nicht abbrechen zu lassen und trifft alle paar Schritte jemanden, grüsst, redet einige Worte, alles Ex-Haredim sagt er und schaut mich von der Seite an. Wenn er in so kurzer Zeit per Zufall so viele Leute treffe, die er als seine Freunde bezeichne, fühle sich sein Leben alles andere als einsam an, eher überlastet, ja, übervoll, aber das Selbstverständnis der Liebe und der Familie sei etwas anderes als die Freiheit mit Freunden. Ich bedanke mich bei ihm, will mich verabschieden und zum Bus Nummer 25 laufen, der durch die Allenbystrasse Richtung Jaffa fährt. Er hält mich zurück: «Welchen Bus nimmst du?» Er hält kurz inne: «Never Mind! Ich fahre mit dir mit.»

Einige Tage später fahre ich mit der Fotografin Nurit Sharett erneut nach Bnei Brak. Chawa Silbermann hat uns die Erlaubnis gegeben, in ihrem Haus zu fotografieren. Nurit zögert, bevor sie zusagt. Wir fahren die Rabbi Akiva Strasse herauf, Nurit ist nervös, ja geradezu aggressiv. Was mich verunsichert, und ich mich frage, ob das eine gute Idee gewesen ist, in Bnei Brak fotografieren zu wollen. Meine Begleiterin erzählt schlimme Geschichten: «Du bist eine Hure, eine Hure, schrien sie, als ich durch Bnei Brak lief und bewarfen mich mit kleinen Steinen. Ich war zwanzig und sie waren eine Horde Jugendlicher, ungefähr dreizehn Jahre alt.» Und von dem jungen Mann, der mit dem Motorrad in den Draht gefahren ist, den Orthodoxe an Shabbat aufgespannt haben, damit keiner mit dem Fahrzeug ins Viertel hinein fährt. Er wurde auf der Stelle geköpft. Wir suchen einen Parkplatz, steigen aus. Niemand beachtet uns. Wir witzeln über unsere Ängstlichkeit. Wenig später öffnet Chawa die Tür, sie sieht mich, ihr Gesicht strahlt, doch als Nurit aus dem Dunkel des Eingangs tritt, erstarrt sie, ihr Gesicht verdüstert sich und sie fährt mich an: «Do you have former israeli Friends?» Und ich, erstaunt über ihre unverdeckte Taktlosigkeit, gebe zurück: «Yes. Do you think i should not?»

⁷ In einer Sendung von Swiss Radio DRS 2 vom 18. Oktober 2011 in Bern hält die Journalistin Naomi Bubis fest, dass in diesem Sommer der Schriftsteller Yoram Kaniuk als erster Israeli die israelische Staatszugehörigkeit bekommen habe, ohne gleichzeitig die jüdische Religionszugehörigkeit zu behalten. Der erste wirklich säkulare israelische Staatsbürger. Bubis erzählt auch, dass im Zuge der Protestbewegungen vom Sommer 2011 in der Knesset die Diskussion um die Zivilehe wieder aufgenommen wurde. Sie sieht beide Ereignisse im Kontext einer säkularen Gesellschaftsschicht, die lange Zeit still gewesen, nun aber wieder aktiv geworden sei.

Während der folgenden Stunden beachten sich die zwei Frauen nicht. Nurit arbeitet konzentriert und fragt mich, was sie denn fotografieren dürfe. Chawa führt mich bereitwillig herum und erklärt mir die Küche, das Buch Esther, das Shabbatgeschirr, den samtene Sack, den ihr Mann in die Synagoge mitnimmt. Die Frauen kommunizieren über mich, damit sie sich nicht anschauen und nicht miteinander sprechen müssen. Ich bin im eigentlichen Sinne die Fremde hier und bin doch zum verbindenden Medium zweier verfeindeter Parteien geworden. Als Chawa uns schliesslich an den Küchentisch bittet, und Melonen und das unvergleichliche Vanillejoghurt aufischt, schaut sie Nurit plötzlich an und beginnt alles aufzuzählen, was säkulare Israeli ihr angetan haben. Nurit hört zu, hellwach, und spielt dann den Ball zurück und erzählt von ihren schlimmen Erlebnissen mit den Orthodoxen. Mit der Zeit wird das Duell zum Gespräch über Schnittstellen: Was tut man, wenn die säkularen Verwandten an Shabbat mit dem Motorrad zu Besuch kommen? Und darf man einen orthodoxen Verwandten an Shabbat mit dem Auto ins Krankenhaus fahren? Die Melonen und das Vanillejoghurt sind schliesslich gegessen. Nurit und Chawa sind beim Privaten angelangt: Familie, Arbeit, Wohnung, Reisen, Essen. Mich haben sie vergessen. Angespannt beobachte ich dieses Ritual und spüre, dass sich hier an diesem Tisch etwas Besonderes ereignet, ohne die Tragweite zu begreifen.

Und als im Sommer 2011, ausgehend von der internationalen Occupybewegung, Proteste das säkulare Tel Aviv erschüttern und die Menschen während Wochen auf dem Shderot Rothschild ihre Zelte aufschlagen, erreicht mich in Zürich eine erstaunliche Mail: «I met your photographer friend in Tel Aviv at the tent protest in Rothschild blv. Maybe you have read about our social protest over the last two months. Your friend had some interesting suggestions. We have had a lot of intensive discussions. All the Bests. Chawa» Dass eine Haredifrau sich unter die Protestierenden mischt, sich zu den säkularen Frauen ins Zelt setzt und diskutiert, kommt einer kleinen, unscheinbaren Revolution gleich. Eine unfreiwillige, schwierige Begegnung hat es möglich gemacht, dass sich während der politischen Proteste zwei Menschen, die sich sonst bestenfalls hassen, unter einer Zeltplane zusammendrängen. Doch muss sich ein solches Aufeinandertreffen für die Betroffenen turbulent anfühlen; umsomehr wenn man das Wort durch seine Synonyme erweitert: Unruhe, Sturm und Erregung.

Carlo Strenger «Israel - Einführung in ein schwieriges Land», Jüdischer Verlag im Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2006

Gershom Scholem «Über einige Grundbegriffe des Judentums», Edition Suhrkamp, Frankfurt am Main 1970

Alain Gresh «Israel, Palestine. Vérité sur un conflit», Librairie Arthème Fayard, Paris 2002

Alfred J. Kolatch «The Jewish Book of Why»Jonathan David Publishers, New York 2000